

Die Einladung (1965)

Wir saßen in der letzten Bank. Das Frühlicht zog schmale Bänder durch das Halbdunkel des Kirchenraumes. Einige Kerzen brannten. Die Leute schlichen gebückt herein, flüsterten wie in einem Krankenzimmer, knixten, bekreuzigten sich. Es war unwirklich still. Und es roch nach Keller, Weihrauch und Kerzen, nach Schwamm und Schimmel und alten Menschen. Ich kannte diesen muffigen Geruch seit ich als kleiner Junge an der Hand des Vaters in diesen unbeschreiblichen Raum geführt wurde, in dem sich alle anders verhielten, als im normalen Leben. Sämtliche Stationen war ich in dieser separaten, selbstgenügsamen Welt durchlaufen - als Kommunionkind und Ministrant, als Firmling und zwölfjähriger Dorforgantist. Lateinische Sonntagsgottesdienste mit Sakramentsandacht, Maiandachten mit romantischen Marienliedern, Fronleichnamsprozessionen mit goldener Monstranz, die herrlichen Christ- und Osternächte, all das gehörte zu meinem Kinderleben wie der Tisch in Mutters Stube. Es reichte hinein in diese Stube, zum Kreuz an der Wand, dem Marienbild mit der Kerze, die immer angezündet wurde, wenn jemand in Gefahr war oder in Not. Als Kinder spielten wir Messe wie andere Räuber und Gendarm. Ich hatte eine kleine Monstranz von irgendeiner frommen Tante geschenkt bekommen. Mit dem Gerät zelebrierte ich würdig wie ein Hohepriester, segnete meine Geschwister und predigte gelegentlich auch mal der kranken Großmutter. Kirche war ein Teil der Familie und Familie ein Teil der Kirche. Kirche war Heimat. Nie wurde etwas in Frage gestellt oder bezweifelt. Es musste auch nicht verboten werden, das Zweifeln. Es kam einfach nicht vor. Wir kannten zwar das Unfehlbarkeitsdogma des ersten Vatikanischen Konzils nicht, aber unser Pfarrer war unfehlbar, das wusste jeder. Sein Garten und Gut grenzte grade an Gott. Es gab natürlich auch die kleine evangelische Kirche in unserem Dorf, aber sie wurde nicht wahrgenommen. Es wäre keinem eingefallen, da einmal hinein zu wollen. Sie war der einzige Ort, von dem keiner in unserer katholischen Welt wusste, wie er innen aussah. Wie in einer geheimen Absprache wurde er von Erwachsenen und Kindern ignoriert. Niemand hatte je ein böses Wort über die paar Evangelischen gesprochen, weder Eltern, Pfarrer oder Bekannte. Man hatte überhaupt kein Wort über sie gesprochen. Es gab sie einfach nicht. Sie waren ein blinder Fleck auf unserer katholischen Netzhaut. Kirche, das war katholisch. Sie war warm, einladend, fest wie ein Felsen und vor allem gut, bedingungslos gut, wie eine Mutter. All die Jahre der Anfechtung in sozialistischer Schule und Universität hatten daran nichts ändern können. Es waren Fragen aufgetaucht, auch bedrängende und ungelöste. Aber wenn wir uns später in der Osternacht nach einer herrlichen Liturgie im Kreuzgang des Naumburger Domes mit Tränen in den Augen umarmten, wir, eine kleine Studentengemeinde, wenn wir in der Sächsischen Schweiz nach einem anstrengenden Klettertag unter dem hohen Felsen gemeinsam und laut unser kindliches Abendgebet sprachen, dann wurden diese Fragen nicht beantwortet, sondern getilgt, aufgesogen von einem großen schwarzen Loch. Wunderzeit Kirche, Jubelzeit! Keine private Mystik, keine theologische Vertikale. Aber eine ansteckende, brüderlich-schwesterliche Horizontale!

Und dann war da die andere Kirche, die nicht wahrgenommene, die unbekante, die doch noch in mein Leben getretene, in Gestalt des Mannes, der jetzt reglos neben mir sitzt, die lange, hagere, aufrechte Gestalt, die Arme verschränkt, die von den starken Brillengläsern verkleinerten und stechend wirkenden Augen in eine unbestimmte Ferne gerichtet, ein eingegipstes, beim letzten Schiurlaub gebrochenes Bein weit von sich gestreckt, die beiden

Unterarmstützen ordentlich parallel zur Kniebank gelagert. Wir waren Kollegen, und schon bald nach unserer ersten Bekanntschaft hatte ich bemerkt, dass er anders tickte. Es war nicht seine außergewöhnliche Begabung, seine Vielseitigkeit, seine freundliche Korrektheit. Es war eine Art heiterer Unbeugsamkeit, ein nahezu bockiger Gerechtigkeitssinn, ein radikales Anders-Sein, das auf seine Herkunft neugierig machte.

Eines Tages sollte sich das Rätsel lösen. Ich war erstmals mit Anderen zu Gast bei ihm, und als das Abendessen kam, erhob er sich und begann zu beten. Er begann laut zu beten. Das war schockierend, peinlich, wie ein unangekündigter Paukenschlag in einer sonst harmlosen Salonmusik. Wir erschrakten, blickten zu Boden. Er betete als wissenschaftlich geprägter, sozialistisch erzogener junger Arzt mit klarer Stimme, nicht in der Kirche, in seiner Wohnung, im Kreis seiner Familie und seiner frisch gebackenen Freunde. Da waren kein Brimborium dabei, keine flüsternde Romantik und keine auswendig gelernten Worthülsen. Das war nüchtern und authentisch, priesterlich und zugleich ganz selbstverständlich. „Du aber bist in unserer Mitte, Herr, und dein heiliger Name ist angerufen über uns“.

Das also war das andere Rezept, der andere Genotyp. Und es musste wirklich ein Genotyp sein, tief unten drin, programmatisch. Bald lernte ich über ihn auch diese andere Kirche kennen. Sie unterschied sich zwar vom Geruch her, auch waren die Predigten länger und viel besser, weniger liturgischer Hokusfokus, aber in Ritus und Texten überraschend, ja geradezu lächerlich katholisch. War dazu eine Reformation nötig gewesen? Eine säuberliche Trennung siamesischer Zwillinge, die ihre Ähnlichkeiten vergessen mussten? Eine jahrhundertelange Feindschaft, die in höfliche Ignoranz übergegangen war? Ich fühlte mich jedenfalls wie zu Hause bei diesen „Evangelen“, fraglos aufgenommen und angenommen. Dann beschlossen wir, gemeinsam Woche für Woche die Kirche zu wechseln, eine kleine, illegale, ökumenische Privatinitiative, lange vor den späteren ökumenischen Mode-Erscheinungen.

Und da saßen wir nun in der letzten Bank einer großen katholischen, norddeutschen Kirche. Das Glöckchen läutete, und ich schaute mir die „Aufführung“ unserer Messe plötzlich automatisch anders an, sozusagen mit den evangelischen Augen meines Freundes. Warum läutete eigentlich das Glöckchen am Anfang, warum schwebte der Pfarrer aus der black box seiner Sakristei gleich einem byzantinischen Kasperle in diese Runde ein, die eigentlich keine Runde war, sondern eher einer Schulklasse glich, stumm, diszipliniert, in Reih und Glied, ihren gestrengen Lehrer frontal erwartend, warum war das überhaupt keine Gemeinschaftsrunde, sondern ein aufgereihtes Publikum, warum verunstaltete er mit quäkender Singstimme diese schönen Bibeltexte, nach einer völlig exotischen Melodie? Der Gründungsauftrag war doch einmal gewesen: Tut dies zu meinem Gedächtnis. Ob der Nazarener das letzte Abendmahl auch mit so einem Glöckchen eingeläutet hatte? Fragen über Fragen, die mir vorher nie gekommen waren. Und dann kam die Predigt.

Das Motto aus der sonntäglichen Bibellesung lautete: „Kommt alle her, die ihr mühselig und beladen seid...“ Welch ein wundersames Motto, die Zielgruppe der jesuanischen Botschaft ein für allemal benennend, die Kleinen, die Armen, die Kranken, die Erfolglosen, die Unflexiblen, die Sitzenbleiber, die Zurückgesetzten, die Verlierer, die Versager, die Angstvollen und die Verzweifelten. Die große Einladung Jesu und seiner Kirche an alle sei das, sagte der Pfarrer und betonte das „alle“ besonders. Alle Menschen seien willkommen in den geöffneten Armen Seiner Kirche. Wie eine Henne ihre Küchlein möchte er sie einsammeln, wie eine Mutter ihre Kinder, nichts nachtragend, nichts verlangend, ohne Bedingungen, ohne Eintrittskarte, ohne Parteibuch,

alles gebend, nichts verwehrend, einzig im Strom der unendlichen göttlichen Liebe schwimmend. Der Pfarrer steigerte sich immer furioser, wie er die „Große Einladung“ an alle Welt aussprach, sorglos, arglos und geschützt durch die schalldichten Mauern seiner Kirche, in der ein kleines Häuflein Gleichgesinnter saß. Er ahnte nicht, dass da noch einer saß, ein Fremder, hinten in der letzten Reihe, der jedes Wort hörte und bitter ernst nahm. Halt ein Abraham, wollte ich rufen, bist du wahnsinnig, bleib auf dem Boden, verschweig nicht die Bedingungen, die Eintrittskarten und die Parteibücher in deiner Kirche. Da sitzt einer in der letzten Bank, der nimmt das ernst, der glaubt dir alles, was du sagst. Wirklich alles, Wort für Wort.

Es kam, wie es kommen musste. Die Kommunion begann, untermalt von den leisen Dreiklängen der Orgel, die Menschen gingen schweigend und geordnet aus ihren Bänken und stellten sich vor der Kommunionbank auf. Reihe für Reihe fädelt sich aus und wieder ein. Und dann kam die letzte Reihe. Ruhig und mit vollkommen entspannten Zügen stand er auf, nahm seine Krücken und humpelte nach vorn. Und als die Reihen an ihn kam, wäre noch alles gut gegangen. Aber er sprach mit ruhiger Stimme zum Pfarrer, der schon die Hostie in der Hand hielt: „Ich danke ihnen, dass sie auch mich als evangelischen Christen zu ihrem Abendmahl geladen haben.“

Der Pfarrer erstarrte wie vom Blitz getroffen, der Kelch in seiner Hand begann zu zittern, minutenlang stand er so, fassungslos, ratlos, kleine Schweißperlen bildeten sich auf seiner Oberlippe, man hatte den Eindruck er würde jetzt ohnmächtig werden, besinnungslos. In der Kirche war es totenstill geworden. So etwas hatte es noch nicht gegeben. Schon, dass einer laut zu reden wagte, und dann noch an der Kommunionbank, und dann noch in so einer Sache. Das war ein Skandal, ein Sakrileg. Der Pfarrer stand immer noch, wie festgenagelt. „Das geht nicht, ich...ich kann...darf nicht...“ stieß er schließlich mit heiserer Stimme hervor.

Und ging zum Nächsten. Er ging einfach zum Nächsten in der Reihe, der schon seine Zunge herausstreckte. Und ihn ließ er stehen. Er ließ ihn, meinen Freund, einfach stehen, ohne ihn zu berühren oder auch nur anzusehen. Der drehte sich langsam, ganz langsam um und humpelte zu seinem Platz zurück. Unendlich traurig humpelte er mit seinen beiden Krücken am Spalier der Gemeinde vorbei, zu seiner Bank in der letzten Reihe. Ein Inbild des Mühseligen und Beladenen, des Kranken und Schwachen, des Erfolglosen und Zurückgesetzten, des Verlierers und des Verzweifelten, des Abgeschobenen.

Er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, als ich ihn am nächsten Morgen um Vergebung bat. Und ein Zweiter hatte auch nicht geschlafen, war plötzlich auch zu einem Schwachen und Verzweifelten geworden.

Warum musste er mir das sagen? Warum hat er nicht geschwiegen? Er weinte.

Tut dies zu meinem Gedächtnis.

Dies.

War das nicht damals sogar die Einladung an Judas, den Verräter gewesen?

Peter Stosiek, Görlitz

(Auszug aus seinem Buch: Peter Stosiek, Tollwut, Radius-Verlag, ISBN 9783871733451)